

Zwischen den Fronten

An der westlichen Grenze der Donezker Volksrepublik kämpfen einstige Freunde jetzt gegeneinander

Das Gebiet in der Ostukraine ist weiterhin umkämpft. Eine Frage stellen sich jedoch Zivilisten und Soldaten: Wann wird es wieder Frieden geben?

Von Jens Malling

Die getarnten Gestalten schlendern zwischen den einfach eingerichteten Zimmern und den gemeinsamen Toiletten am Ende des Flurs hin und her. Durch die dünnen Wände wechselt sich das Geklapper von Badelatschen mit schweren Stiefelschritten ab. Das »Ökonom« ist eines der günstigsten Hotels Donezks und dementsprechend beliebt bei den Separatisten, die sich ein paar Tage vom dem Krieg, der am Rande der Stadt tobt, erholen wollen. In ihrem zweieinhalbjährigen Bestehen hat die Donezker Volksrepublik (DNR) immer nur den Krieg gekannt.

Die kampfbekleideten Hotelgäste laden ihre Freundinnen zu sich ein oder telefonieren mit ihren Vorgesetzten. Das Grollen der Artillerie dringt leise durch die Fenster, wenn durch die Ausgangssperre die Straßen von Donezk nachts zwischen 23 und fünf Uhr morgens wie leer gefegt sind. Im kargen Licht des Korridors macht Ints Gersmanis vor seiner Tür halt und steckt den Schlüssel ins Schloss. Eine grünesprenkelte Kappe wirft einen Schatten über seine Augen, während er sich im Flur mit seinem Nachbarn unterhält. Gersmanis kommt aus Lettland. Der 43-Jährige ist einer von vielen Ausländern, die sich freiwillig zum Dienst auf dem Schlachtfeld in der Ostukraine gemeldet haben.

Er kam hier im Donbass an, um mit seinem Gewehr die neue, von Russland unterstützte Donezker Volksrepublik gegen die ukrainischen Regierungstruppen und ihre westlichen Verbündeten zu verteidigen. Gersmanis gefällt es nicht, dass die Europäische Union (EU) versucht, die Ukraine in ihren Einflussbereich zu bringen. Die Erfahrungen mit der EU zu Hause schrecken ab. »Die EU hat Lettland vollkommen zerstört – einfach alle Fabriken geschlossen, die keine Gewinne brachten und sie abgerissen. Dadurch haben die Leute ihren Lebensunterhalt verloren. Alle verlassen das Land, um Arbeit zu finden. Nichts funktioniert mehr«, erzählt Gersmanis. »In den letzten Jahren der Sowjetunion hatte Lettland fast drei Millionen Einwohner. Jetzt sind es weniger als zwei Millionen.«

Nach der Finanzkrise 2008 verlor Gersmanis alles. »Die Bank nahm mein Haus. Nun gibt es einen Haftbefehl gegen mich und ich kann nicht nach Lettland zurück. Meine Schwester erzählte am Telefon, dass der Sicherheitsdienst bei ihr nach mir gesucht hat«, erzählt der Separatistensoldat.

Wenn Ints Gersmanis nicht im »Ökonom« lebt, verbringt er seine Zeit in einem Schützengraben bei Dokutschajewsk. Dort versucht er mit seinen Kameraden die Position zu halten, so dass die kleine Stadt 40 Kilometer südwestlich von Donezk nicht in die Hände des Feindes fällt.

Mit Granaten gegen den Kindergarten

Unten in Dokutschajewsk sind die Bewohner erschüttert. Ein Granatenangriff in der Nacht zuvor hat mehrere Zivilisten getötet. Die Händler der Lebensmittelgeschäfte der Stadt unterhalten sich nervös miteinander. In eine blaue Schürze gekleidet reicht die junge Kauffrau den Kunden die Bestellungen über die Theke. Russische Poplieder aus den 90er Jahren schnarren aus einem Radio irgendwo im Hintergrund.

»Wir leben gut hier und wir würden noch besser leben, wenn sie mit der Schießerei aufhören würden«, sagt die Verkäuferin. »Sechs Granaten schlugen neben unserem Haus ein. Drei weitere flogen in den Kindergarten meiner Tochter. Deshalb habe ich beschlossen, sie bei meinen Eltern, die auf der ukrainischen Seite der Front wohnen, in Sicherheit zu bringen. Meine Tochter ist drei Jahre alt«, erzählt die junge Frau.

Die Erzieherin der Soldaten Unweit davon entfernt, am bescheidenen Busbahnhof der Stadt, wartet



Ein pro-russischer Separatist kocht im zerstörten Flughafengebäude von Donezk.

Foto: dpa/Alexander Ermochenko

die 70-jährige Larissa Petrowna auf den Bus. Sie versucht, es sich auf dem abgenutzten Ledersitz neben dem Fahrkartenschalter bequem zu machen, ihr kleiner Wagen zum Einkaufen steht immer in Reichweite. »Dokutschajewsk befindet sich ganz in der Nähe der Front, soweit ich weiß. Aber überall ist es gefährlich – in der gesamten Region. Jedes Mal, wenn wir hören, dass sie schießen, bekommen wir Angst«, schildert die ältere Frau, die 40 Jahre lang als Erzieherin gearbeitet hat.

Der Ausbruch des Krieges in der Ostukraine im Frühjahr 2014 hatte eine Spaltung der Region zur Folge. Die Kinder, die Larissa Petrowna einst betreute, wuchsen alle gemeinsam als Freunde auf. Nun stehen sie einander an der Front als erbitterte Feinde gegenüber. »Die Kinder, die ich erzog, kommen von beiden Seiten der Front. Nun töten sie einander – wie Kain Abel umbrachte. In einem Bürgerkrieg gibt es keine Helden und keinen Gewinner. Nur Unglück entsteht daraus«, seufzt sie und faltet die Hände ineinander. »Wenn bloß die Kriegsparteien ein Abkommen über die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Fragen, die sie trennen, erreichen könnten. Damit wir keine Gewalt und keinen Tod mehr erleben müssen«, sagt Petrowna. »Wir versuchen, so gut es geht, den Glauben und die Hoffnung festzuhalten, dass der Frieden bald kommt. Wir warten alle darauf. Der

Frieden ist das Einzige, das wir jetzt brauchen.«

Eine Gesprächspause entsteht. Ein älterer Mann löst eine Fahrkarte. Eine Mitarbeiterin putzt die Fenster des Warteraums. Ein Plakat an der Wand warnt mit abschreckenden Fotos davon, nicht explodierte Patronen, Minen und Granaten vom Boden zu sammeln. Ein Plakat an der Wand warnt mit abschreckenden Fotos davon, nicht explodierte Patronen, Minen und Granaten vom Boden zu sammeln. Ein Plakat an der Wand warnt mit abschreckenden Fotos davon, nicht explodierte Patronen, Minen und Granaten vom Boden zu sammeln. Es ist still in dem Raum. Nur das Wedeln eines Tuches gegen das Glas ist zu hören. Durch das Fenster ist ein altes Mosaik von Lenin an dem gegenüberliegenden Gebäude zu sehen. Abgesehen vom Ausbruch des Krieges und der Tatsache, dass sich die Stadt nun auf von der Volksrepublik Donezk kontrolliertem Gebiet befindet, scheint die Zeit in Dokutschajewsk stehen geblieben zu sein. »Ich fühlte mich alle Tage gesund und hatte gute Laune. Ich war immer optimistisch. Ich dachte, dass alles besser wird«, sagt Larissa Petrowna leise.

An der äußersten Grenze der DNR

Der Kommandant von Ints Gersmanis hat sich bereit erklärt, die Positionen der Separatisten außerhalb Dokutschajewsk zu zeigen. Er steht mit seinem weißen Lada Niva an der Bushaltestelle und wartet. Auf der Tür des Autos sind die Buchstaben »Oplot« zu sehen – der Name eines der Separatistenbataillone, die seit Anfang des Krieges gegen die ukrai-

nische Armee kämpfen. Der Kommandant stellt sich nur als Ryba vor. Er startet den Wagen und fährt aus der Stadt.

»Es ist höchste Zeit, den Krieg zu beenden. Die Regierung in Kiew muss sich mit uns versöhnen. Es ist die einzige Lösung. Wir brauchen Frieden und müssen weiterleben«, sagt der Mann aus Donezk. »Was ist überhaupt der Grund für diesen sinnlosen Krieg?«, fragt er sich, doch er bekommt nur das Brummen des Motors als Antwort. Ryba zwingt den Lada Niva auf schlammige Felder hinaus. Mit Allradantrieb sind keine Straßen oder Wege nötig. Er dreht das Lenkrad entgegen der Drehbewegung des Autos, um es auf den schlechten Wegen auf Kurs zu halten. Die Erde liegt nach einem Regenguss glatt und nass. Ryba steuert durch eine tiefe Pfütze; Dreck spritzt auf die Windschutzscheibe.

»Ich habe nichts gegen die Ukrainer«, sagt er. »Warum sollen wir uns mit ihnen streiten? Sie sollen einfach nach Hause gehen, damit wir Frieden haben können.« Nach einer kurzen Fahrt erreicht der Lada Niva die äußerste Grenze der DNR. Schwere Wolken hängen tief über dem Land. Sobald das Auto anhält, springen einige getarnte Männer aus ihrer Position in einer Mulde der Landschaft hervor: wortkarg, DNR-Abzeichen auf den Schultern, Kalaschnikows in den Händen. Ryba steigt aus und grüßt sie. Die Soldaten halten einen kurzen

Ratschlag. Sie tauschen Neuigkeiten in einem entspannten und kameradschaftlichen Ton aus. Um die aufgestellten Container, in denen die Männer wohnen, vor dem Feind zu verstecken, haben die Soldaten sie mit abgeschnittenen Zweigen und Ästen bedeckt. Die jungen Männer versuchen, das Beste aus den schwierigen Bedingungen zu machen. Schreibtisch, Bett und ein Fernseher vermitteln fast das Gefühl eines Wohnzimmers.

»Die Ukrainer sind dort drüben«, sagt Ryba und zeigt in das Niemandsland hinaus. Zu den Gründen, warum er und die Männer seiner Einheit das harte Soldatenleben gewählt haben, sagt er: »Ich bin gegen das Regime in Kiew, das uns seine Bedingungen hier im Donbass aufdrängen will. Ich bin nicht mit meinem Gewehr nach Kiew gegangen, um zu kämpfen. Sie kamen zu uns. Hier bin ich einfach in meiner Heimat«, erklärt Ryba. »Ich habe erst das Gewehr in die Hand genommen, als sie anfangen, uns zu bombardieren und zu vernichten. Ich hätte nie gedacht, dass ich in meinem Alter kämpfen sollte.« Ryba ist 44 Jahre alt.

Der Kommandant von Dokutschajewsk weiß noch nicht, was er tun wird, wenn der Krieg beendet ist. »Wann wird er aufhören? Zuerst endet der Krieg und dann fange ich an, darüber nachzudenken«, sagt Ryba und schaut über die Landschaft in die Ferne.

Hoffen auf die »Normandie«

Ein Friedensprozess in der Ostukraine ist weit entfernt

Kiew. In Teilen der ostukrainischen Gebiete Donezk und Luhansk bekämpfen sich seit April 2014 Regierungseinheiten und von Moskau unterstützte Separatisten. Als Auslöser gelten die Sezession der Halbinsel Krim und der Regierungswechsel in Kiew nach monatelangen sogenannten prowestlichen Protesten. Aufständische in Donezk und Luhansk erklärten ihre Unabhängigkeit von der Ukraine.

Kiew reagierte zunächst verhalten, schickte aber dann Truppen in einen »Anti-Terror-Operation« genannten Krieg, bei dem Schätzungen zufolge bisher fast 10 000 Menschen getötet wurden. Bei den Kämpfen hat Kiew die Kontrolle über knapp 400 Kilometer Grenze zu Russland verloren. Nachschub und Kämpfer können ungehindert ins Land.

Nachdem die Separatisten im August 2014 mit russischer Unterstützung den ukrainischen Regierungstruppen beim Eisenbahnknotenpunkt Ilowaisk eine Niederlage zufügten, stimmte Kiew Anfang September 2014 einer Waffenruhe zu. In der belarussischen Hauptstadt Minsk entstand ein grob skizzierter Friedensplan.

Neue Kämpfe in den Wintermonaten 2014/15, die mit der Eroberung des Verkehrsknotenpunkts Debaltsewe durch die Separatisten endeten, führten unter deutsch-französischer Vermittlung zu einem »Maßnahmenplan«. Bis heute sind jedoch weder Waffenruhe noch Abzug schwerer Waffen umgesetzt. An der über 500 Kilometer langen Frontlinie stehen bis zu 50 000 Separatisten etwa 65 000 Regierungssoldaten gegenüber.

Mitarbeiter der zur Beobachtung eingesetzten Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) haben keinen freien Zugang und werden immer wieder bedroht. Ziele wie Wahlen, Verfassungsänderungen zur Teilautonomie der Region oder Kontrolle der Grenze durch Kiew sind in weite Ferne gerückt.

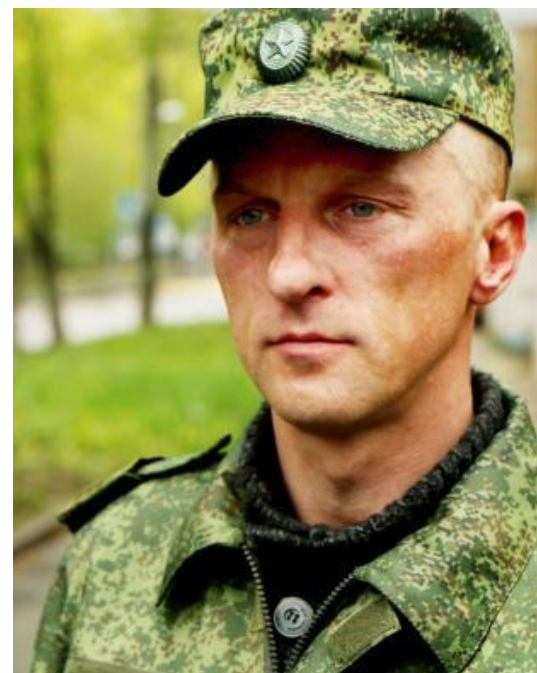
Die Hoffnung beruht darauf, dass es zumindest beim Gesetz für Kommunalwahlen in den Gebieten Donezk und Luhansk Fortschritte gibt. Wenn man sich auf ein solches Gesetz und vielleicht auch auf einen Wahltermin einigen könnte, wäre einiges gewonnen. Ein erneutes Gipfeltreffen im »Normandie-Format« soll nun den Friedensprozess vorantreiben. Der Name steht für ein Gespräch von Kanzlerin Merkel und dem französischen Präsidenten Hollande mit Kremlchef Putin und Kiews Staatschef Poroschenko. Eine erste Zusammenkunft dieser Art hatte es im Juni 2014 in der Normandie gegeben. Agenturen/nd



Schilder warnen vor explosiven Gegenständen.



Ehemalige Erzieherin aus Donezk wartet auf den Bus.



Separatistensoldat Inst Gersmanis

Fotos: Jens Malling